

In den vergangenen Jahren ist wiederkehrend die gesellschaftliche Rolle des Fernsehens thematisiert worden, und zwar unter dem Schlagwort des »Unterschichtenfernsehens«. Der Begriff ist zwar nicht ursprünglich von dem Fernsehmoderator Harald Schmidt geprägt worden. Indem er ihn jedoch 2005 in einer Ausgabe seiner in der ARD ausgestrahlten Late Night-Show verwendete, bündelte er affirmativ zahlreiche Vorbehalte, die sowohl gegenüber einzelnen Programmen, als auch gegenüber dem unterstellten Mediengebrauch spezifischer gesellschaftlicher Gruppen bestehen.

Es scheint, dass der Begriff nicht nur eine hohe Aussagekraft und Plausibilität besitzt, sondern zudem über den provokatorischen Reiz der Herablassung seine Attraktivität gewinnt. Zugleich – auch das vielleicht ein Grund für seine Konjunktur – bleibt er seltsam unbestimmt. Ist »Unterschichtenfernsehen« eine mediale Tatsache? Ein subjektives Werturteil, das im Geiste kultureller Selbstverständlichkeiten gefällt wird, und gerade deshalb höchst fragwürdig ist? Welches Wissen um den Zusammenhang von sozialer Klasse und Medium ist in ihm aufbewahrt?

Um diese Fragen zu beantworten, möchte ich eine Sichtweise auf das Dispositiv »Unterschichtenfernsehen« vorschlagen, die Konzeptualisierungen und Begriffsweisen der Governmentality Studies und einer solchermaßen argumentierenden Medienwissenschaft aufgreift. »Unterschichtenfernsehen« wäre demnach kein vorgängiges »Problem«, sondern das, was Michel Foucault eine »Problematisierung« nennt. »Problematisierung«, so schreibt Foucault, »bedeutet nicht die Repräsentation eines präexisten-ten Objekts und auch nicht die diskursive Erschaffung eines nichtexistierenden Objekts. Es ist das Ensemble diskursiver und nichtdiskursiver Praktiken, das etwas ins Spiel des Wahren und Falschen eintreten lässt und es als Gegenstand des Denkens konstituiert« (Foucault 1985: 158)

»Unterschichtenfernsehen«, so werde ich argumentieren, ist auf der einen Seite ein Gegenstandsbereich, der sich über mediale Praktiken (etwa solche der Sichtbarmachung) konstituiert. Auf der anderen Seite – und zugleich – handelt es beim »Unterschichtenfernsehen« um eine Regierungstechnologie, ein Objekt und Instrument politischer Intervention.

»Unterschicht«

Es ist, so scheint es, wieder in Mode gekommen, von der »Unterschicht« zu sprechen. Lange Zeit war der Begriff im bundesrepublikanischen Sprachgebrauch als Kategorie obsolet. Und für die DDR, die sich die Überwindung der Klassenfrage verordnet hatte, war er gänzlich bedeutungslos geworden, ein gesellschaftsdiagnostischer

Werte kam ihm allein retrospektiv zu. In der bundesdeutschen Soziologie war das von Helmut Schelsky propagierte Bild einer »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« zwar kein zustimmungspflichtiger Gemeinplatz, doch seine Attraktivität als politische Wunschvorstellung strahlte aus in eine Debatte, die von Konzepten wie »sozialen Milieus« und diversifizierten »Lebensstilen«, nicht aber von Klassenlagen geprägt war.

In einer Zeit, in der eine weit verbreitete Furcht vor dem sozialen Abstieg die Mittelschicht erfasst hat, verheißt das Sprechen von der »Unterschicht« jedoch ein wohliges Abgrenzungspotential, dass, zusammen mit dem Phantasma einer »neuen Bürgerlichkeit«, in Neubestimmung dazu dient, angesichts der Aussagelosigkeit ökonomischer Kriterien Fragen des Stils und der Lebensweise oder auch der Bildung – eben: der »feinen Unterschiede« – zu Kategorien der Klassenzugehörigkeit zu machen. Armut ist eine statistisch normalisierte Kategorie. »Unterschicht« hingegen ist – anders, als es der Begriff vermuten ließe – zu aller erst eine kulturelle Aushandlung. Erwerbstätigkeit allein ist damit unter einem solchen Blickwinkel nicht einmal mehr die notwendige Bedingung für den sozialen Aufstieg.

»Unterschicht« ist aber auch deshalb eine produktive kulturelle Setzung, weil diese es erst möglich macht, von einer »Kultur der Armut« zu sprechen. Ein solches Paradigma formuliert bereits Ende der 1950er Jahre der amerikanische Anthropologe Oscar Lewis. Diese »Kultur der Armut« (Lewis 1959) erscheint bei ihm als Wirkung von Verhältnissen, die aus den Bedingungen einer in Klassen geschichteten, individualistischen Gesellschaft erwächst. Zentral in Lewis' Konzept ist dabei die Vorstellung von Persistenz: Die »Kultur der Armut« werde nicht nur generationsübergreifend weitergegeben. Sie gewinne zudem Eigendynamik und löse sich von den ursprünglichen materiellen Rahmenbedingungen ab. Dadurch schaffe sie Abhängigkeiten von staatlicher Wohlfahrt und verhindere die Wahrnehmung von Lebenschancen. In diesem Aspekt liegt für Lewis der Kern der »Kultur der Armut«: Nicht materielle Not sei für sie kennzeichnend, sondern die Desintegration der Betroffenen von einer im weitesten Sinne politisch verstandenen Sinnstiftung, die von einer dominanten, wie auch immer gearteten Mehrheitsgesellschaft ausgehe. Indem Lewis den Begriff der »Subkultur« anführt, verdeutlicht er die Orientierung an Mittelschichtsnormen und -werten, verzichtet jedoch darauf, die Differenzierungs- und Vermittlungsprozesse, als deren Resultat Klassenlagen erscheinen, zu benennen.

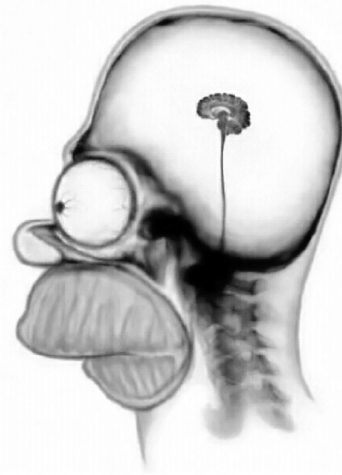
Zwar ist Lewis für seine pejorativ argumentierende Theorie, insbesondere seine Konzeptualisierung von »Kultur«, scharf kritisiert worden. (vgl. Goetze 1992) Das Theorem einer »Kultur der Armut« wurde dennoch – und insbesondere außerhalb des

akademischen Spezialdiskurses – popularisiert und in vielfältiger Weise aufgegriffen. Eine charakteristische Zuspitzung und zugleich Einengung erfuhr Lewis' Konzept durch Ken Auletta. In dem 1982 erschienenen Buch »The Underclass« diagnostiziert der amerikanische Journalist in Abgrenzung zu weiteren Formen der Armut einer städtischen »underclass« eine »welfare mentality« (Auletta 1982: 113), die im Zusammenhang stehe mit devianten Verhaltensweisen wie Alkoholismus und Arbeitsverweigerung. Die entscheidende Modifikation zu Lewis' Modell liegt nun darin, dass die Instrumente wohlfahrtsstaatlichen Handelns gerade als Ursachen einer »Kultur der Armut« und des Aufkommens, der Reproduktion und des zwangsläufigen Fortbestehens einer »Underclass« interpretiert werden.

Mit zeitlicher Verzögerung wurden solche Diagnosen auch in Deutschland aufgegriffen, insbesondere nach 1989 (Vgl. Goetze 1992). So diagnostiziert Paul Nolte in seinem 2004 erschienenen Buch »Generation Reform: Jenseits der blockierten Republik« eine »neue Unterschicht« in Deutschland. Mit der Wahl eines solchen Begriffes grenzt sich Nolte zum einen explizit gegen das die gesamte Sozialstruktur adressierende Konzept der Prekarität ab. Zum anderen rekurriert er explizit auf Lewis' Konzeptualisierungen von »underclass«. In der Folge definiert Nolte »Unterschicht« kulturalistisch. Zwar fasst er unter diesem Etikett immer noch einkommensschwache und mit geringen Bildungstiteln ausgerüstete Mitglieder der Gesellschaft. Entscheidend sei aber, so Nolte, dass sich diese durch einen Mangel an Geschmack und Bildung auszeichneten. In ihren Milieus hätten sich, so Nolte weiter, »gleichgültige und verwahrloste Lebensarten« herausgebildet, die sich der »bürgerlichen Leitkultur« (Nolte 2004a) widersetzen.

Der Kern einer solchen Argumentation liegt nun gerade darin, dass sie nicht die Gründe sozialer Ungleichheit problematisiert. Tatsächlich, so Nolte, müssen man sich »von der Illusion verabschieden, die Armut abschaffen, die Unterschicht kollektiv zu einer bürgerlichen Mittelklasse oder soziale Ungleichheit überhaupt aufheben zu können« (Nolte 2004b: 44). Stattdessen werden allein Erscheinungsformen von »Unterschicht« in Form ästhetischer Werturteile kritisiert und die bisherige Sozialpolitik, die in einer »fürsorglichen Vernachlässigung« (ebd.: 73) bestanden habe, in Frage gestellt. Die Wahl dieses Ansatzes bleibt nicht ohne Konsequenzen für die sozialpolitischen Forderungen, die Nolte aus seiner Gegenwartsdiagnostik ableitet. »Zu verändern gelte es daher nicht die Kontextbedingungen subjektiver Lebensführung, um den Gesellschaftsmitgliedern Handlungsoptionen zu ermöglichen bzw. ihre beschränkten Handlungsoptionen zu vergrößern. Vielmehr müssten die Mitglieder der »neuen Unterschicht« unabhängig von den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen und Zugangsmöglichkeiten dazu angehalten werden, ihre »unzivilisierten« Lebensführungsweisen wieder der »bürgerlichen Leitkultur« (Nolte) anzupassen.« (Kessl 2005)

Diskurse über soziale Schichtung, Klassen und Milieus liefern distinkte Merkmale und Eigenschaften, die nicht unabhängig sind von vermeintlich »festen«, sozialwissenschaftlich bestimmten Daten wie Einkommensgrenzen oder Modellen sozialer Ungleichheit. Wenn eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe als »Unterschicht« bezeichnet wird, liegt darin eine doppelte Produktivität. Erstens wird es möglich, ein Konzept von »Unterschicht« zu visualisieren. Spezifische Verhaltensweisen und kulturelle Wertehaltungen plausibilisieren die Kategorie »Unterschicht« – und umgekehrt. Erst dadurch wird es möglich, von einer »Kultur der Armut« zu sprechen. Zweitens liegt die Produktivität des Begriffes »Unterschicht« darin,



dass ein so gewonnenes Konzept zum Gegenstand politischer Interventionen werden kann, die konkrete Folgen zeitigt.

»Unterschicht« ist ein Gegenstandsbereich, der seine Kennzeichen, seine distinkten Merkmale und Eigenschaften über Medien gewinnt. Die Techniken aber, mit der »Unterschicht« zu einem Gegenstandsbereich geformt wird, sind Medientechniken. So schreibt Dietmar Dath, »Der Witz an den gegenwärtig mit »Unterschicht« nicht angesprochenen, sondern gleichsam wie mit einem Zauberwort beschworenen Leuten ist aber, daß sie eben keinen erkennbaren Platz in irgendeinem Produktionsvorgang mehr haben – und auch keinen anstreben. Sie schaffen keinen Mehrwert, werden also nicht einmal mehr ausgebeutet; sie wollen nicht mehr repräsentiert werden, außer im Fernsehen.« (Dath 2006)

Medien – etwa das Fernsehen – und »Unterschicht« stehen in einem komplexen Verhältnis zueinander, das Aspekte der Veranschaulichung und Sichtbarmachung überschreitet. Zwar ist etwa das Fernsehen innerhalb der Konstitution des Gegenstandsbereiches »Unterschicht« ein »Überträger« und »Vermittler« von Informationen. Zugleich ist es aber auch – im Foucaultschen Sinne – eine Technologie der Regierung – und als solche hat es sich selbstreferentiell in den Diskurs um »Unterschicht« eingeschrieben.

Fernsehen

Betrachtet man den Diskurs der vergangenen Jahre, fällt auf, dass die Objektbereiche »Unterschicht« und »Fernsehen« in ihren Plausibilitäten und kennzeichnenden Eigenschaften in Bezug zueinander stehen. So wird etwa das, was »Unterschicht« »ist«, an Merkmalen des Mediengebrauchs festgemacht, und umgekehrt gilt eine spezifische Mediennutzung als distinktes Merkmal von »Unterschicht«. Zudem findet sich das Abgrenzungsbemühen, durch das der Diskurs über »Unterschicht« gekennzeichnet ist, auch im Sprechen über »das« Fernsehen wieder.

In einem bemerkenswerten Aufsatz mit dem Titel »Die Armen sind die Avantgarde« stellte vor drei Jahren Georg Dietz in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung die These auf, dass die »Kultur der Unterschicht [...] womöglich unser aller Zukunft« sei. Wolle man mehr über deren Angehörige erfahren, gelte es, zu fragen, »welche Fernsehprogramme sie sehen«. In einem Textkasten am Rande wird dann auch dargelegt, »was Arbeitslose fernsehen« und – vor allem – dass es sich dabei um eine äußerst intensive Form der Mediennutzung handele. Wörtlich heißt es: »Vermutlich wäre die Sehdauer noch höher, wenn nicht einige Arbeitslose allein

deshalb vor dem Fernseher sein könnten, weil sie in ihm sind: Bei »Big Brother«, in den täglichen Talkshows oder als Laiendarsteller in den Pseudo-Doku-Soaps und Gerichtsschows.« (Dietz 2005)

Eine solche Diskursivierung ist nur ein Beispiel unter vielen, allerdings ein sehr symptomatisches – selbst die Vermischung der kulturalistischen Kategorie »Unterschicht« und jener der »Arbeitslosen« und »Armen« ist eher die Regel als die Ausnahme. In der Folgezeit wurden immer wieder »Unterschicht« und Fernsehen in Bezug zueinander gesetzt – etwa vom damaligen SPD-Vorsitzenden Kurt Beck, der am 8. Oktober 2006 in einem Interview mit der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung sagte: »Es gibt Fernsehsender, bei denen regelrecht von Unterschichten-Programmen gesprochen wird.« Kaum eine Woche später trat der Direktor des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen, Christian Pfeiffer, mit einer Untersuchung an die Öffentlichkeit, in der ein Zusammenhang zwischen Mediengebrauch und Schichtzugehörigkeit hergestellt wurde. So berichtete etwa der Berliner Tagesspiegel, »Vor allem junge männliche Hauptschüler, hat Pfeiffer herausgefunden, sitzen täglich bis zu fünf Stunden vor Fernsehapparaten. Sie haben keine richtigen Lebensinhalte mehr«, sagt der Soziologe. Seine Umfrage ergab: Während in den Haushalten gebildeter Eltern nur rund zehn Prozent der Kinder im Alter von zehn Jahren einen eigenen Fernseher oder eine eigene Playstation besitzen, sind es in den sozialen Unterschichten 57 Prozent. »Die Kinder vergammeln am Nachmittag«, urteilt Pfeiffer.« (Sirleschtov 2006) Pfeiffer hat in den zurückliegenden Jahren in einer Vielzahl von Interviews, Beiträgen und mittels der eigenen Forschungsprogrammatik hierfür einen Begriff geprägt, die sog. »Medienverwahrlosung« (vgl. Unger 2004)

In seinen Beobachtungen einer »neuen Unterschicht« nimmt auch Paul Nolte – zwar auf eine widersprüchliche, aber konsequente Weise – Bezug auf Medien. Er spricht zwar nicht explizit von einer »Mediengesellschaft«, konstatiert aber, inhaltlich identisch, das Vorherrschen einer »Massenkultur« (Nolte 2004b: 62), die für die gegenwärtige Gesellschaft kennzeichnend sei. Sie sei »längst nicht auf RTL & Co. beschränkt, sondern bezieht konventionelle Medien (von Bohlen bis Effenberg) genauso ein wie eine mediale

Inszenierung des Lebens ganz allgemein« (ebd.). Nolte fragt nicht danach, was eine solche »Ästhetisierung der Lebenswelt« ausmacht, und ob sie letztlich nicht der Foucault'schen Forderung folge, aus seinem Leben ein Kunstwerk zu machen (Foucault 1987: 273). Ihm geht es um die entschiedene Kritik einer spezifischen Ausprägung einer solchen »Ästhetik der Existenz«, nämlich eine aus der »Massenkultur« folgende »Klassenkultur der sozialen Unterschichten« (Nolte 2004b: 62).

Noltes Argument lautet nun, dass die Wirkungen der »Massenkultur« zunächst vereinheitlichend und gesellschaftlich verbindend wirkten, letztlich aber zu sozialer Segregation führten. »Unbürgerliche und »unzivilisierte« Verhaltensweisen und Kulturstandards [sind] durch die Massenmedien zur neuen kulturellen lingua franca geworden [...]«, so Noltes Kritik, die einen Gemeinplatz der konservativen Kritik der Unterhaltungskultur reproduziert. In dieser Hinsicht, so Nolte, wirke die »Massenkultur« »nivellierend«. Doch dies sei keineswegs zu begrüßen. Denn »dabei darf man nicht übersehen, dass die Zugehörigkeit zu dieser Kultur in allen ihren Facetten auch auf extreme Weise abschotten kann, dass sie Mauern der gesellschaftlichen Marginalisierung errichtet oder verstärkt, dass sie Lebens- und Bildungschancen verbaut« (ebd.: 63).

Medien und »Massenkultur« erscheinen bei Nolte deshalb als Agenturen der Klassenformierung, weil er, wie er selber einräumt, von einem den Leser inkludierenden Standpunkt bürgerlicher Normen urteilt (der dabei selber gleichwohl unbestimmt bleibt). Noltes Resümee: Bei aller »Toleranz und Anerkennung«, die »wir gegenüber bestimmten Verhaltensweisen und Kulturstilen einerseits aufbringen wollen, bleibe die Frage, ob wir uns diese »andererseits (...) leisten können« (ebd.: 64). Dieses »leisten können« ist tatsächlich so gemeint, wie es klingt, nämlich ökonomisch, und es adressiert allein »Verhaltensweisen und Kulturstile« der »Unterschicht«. Dafür ist Nolte vielfach scharf kritisiert worden. (vgl. Kessel 2005)

Gegen die Weise, wie Paul Nolte »Unterschicht« und »Medien« eingeführt, lässt sich einiges einwenden. So ließe sich anführen, dass Nolte über einen unscharfen und in sich widersprüchlichen Begriff der »Massenkultur« verfügt; dass die Funktionsweise von »Medien« darauf reduziert wird, dass diese qua ihrer »Inhalte« und »Programme« milieubildend seien; dass Kultur nicht als ein unabschließbarer Aushandlungsprozess, sondern als ein »Vermögen«, eine Frage von »Stilen« und eine der »Leitkultur« begriffen wird. Und schließlich dürfte viele sein Denken in Kategorien gesellschaftlicher Nützlichkeit, die sich allein an der Frage, was »wir« uns »noch leisten« können, bemisst, empören.

Regierung

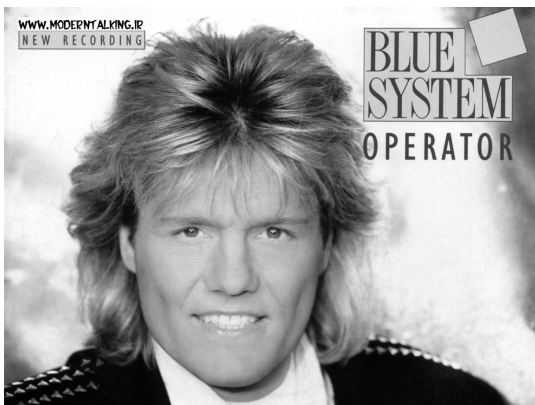
Doch das Wuchern des Diskurses um ein »Unterschichtenfernsehen« allein in den Kontext pejorativen Sprachgebrauchs zu stellen, wäre verkürzt. Die Popularität des Begriffes ist Ausdruck einer Produktivität, einer Ermöglichung, einer benennbaren Leistung, die von ihm ausgeht. Indem bestimmte Formate, Programme, Gebrauchsweisen oder apparative Konfigurationen auf diese Weise adressiert werden, wird es möglich, eine Alterität zu behaupten – und genau hierin liegt ein wesentliches Kennzeichen einer Politik der Medien. Solche »Politiken der Medien«, so Markus Stauff, lassen sich da verorten, »wo Medien dazu beitragen, die Gestaltung und die Strukturierung von sozialen Beziehungen und Verhaltensweisen als notwendig und zugleich als machbar erscheinen zu lassen.« (Stauff 2005: 90)



So, wie das Konzept der »underclass« eine Selbsterzählung ausdeutet, die es ermöglicht, »arm« zu sein, ohne zur »Unterschicht« zu gehören, so ermöglicht das im Begriff des »Unterschichtenfernsehens« aufbewahrte Wissen um Klassenlagen, fern zu sehen, ohne »Unterschicht« zu sein. Dieses Wissen ist nicht ephemere, unerschwinglich oder nur an Ausnahmen ablesbar. Das Fernsehen erscheint, im Gegenteil, als eine Agentur, die fortlaufend damit beschäftigt ist, ein Wissen um gesellschaftliche Schichtungen zu produzieren, zu plausibilisieren und zu bearbeiten. »Unterschichtenfernsehen« ist immer und zu aller erst, ex negativo, die phantasmatische Erschaffung, Behauptung und Verteidigung eines aus gutem Grund namen- und konzeptlos bleibenden »Mittelschichtenfernsehens«. Nur vor dieser Operation wird eine »Qualitätsdebatte« plausibel, nur so wird verständlich, wie das Fernsehen sich immer wieder selbst thematisieren kann (und muss). Das Politische des »Unterschichtenfernsehens« ist, dass ein Gegenstandsbereich konstituiert, dass ein Problem artikuliert und, vor allem, dass ermöglicht wird, eigene Umgangs- und Verfahrensweisen zu reflektieren und mit gesellschaftlichen Bewertungen zu versehen. »Unterschichtenfernsehen« ist damit mehr als ein Gegenstandsbereich. In der Form seiner Problematisierung ist es zugleich eine Technologie der Regierung.

Unter dem Begriff der »Regierung« fasst Foucault in seiner Machtanalytik nicht reglementierende Vorschriften und Anweisungen, die verbieten, sondern solche, die ermöglichen. Diese indirekt operierenden Verfahren sind nicht »von oben herab« verordnet, sondern beziehen das inhärente Wissen um die Gegenstandsbereiche, die sie adressieren, ein. Das Erkennen eines Gegenstandsbereiches, das Gewinnen von Wissen über diesen und die Produktion von Praktiken und Diskursen der Regulation bilden zusammen die Reflexionen, Strategien und Technologien der Gouvernementalität.

»Unterschicht« stellt innerhalb dieses Modells einen Gegenstandsbereich dar, der durch vielfältige Strategien und Technologien erkannt, bearbeitet und kontrolliert wird. Es ist in diesem Sinne kein vorgängiges »Problem«, sondern eine spezifische Problematisierung, die mit den Verfahren von Regierung auf einer Ebene angesiedelt ist. Damit muss man die Frage nach Repräsentationen von »Unterschicht« ergänzen um eine zweite Frage: Wie tragen Mediendispositive – etwa das Fernsehen innerhalb der Problematisierung »Unterschichtenfernsehen« – dazu bei, (Selbst-)Regierungsformen anzureizen und Verhaltensoptionen zu plausibilisieren?



In einem Gespräch, das Alexander Marguier mit Paul Nolte im Juni 2005 in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung geführt hat, problematisiert jener den Begriff des »Unterschichtenfernsehens«. Was ihn an der Popularität dieses auch von ihm verwendeten Begriffes störe, sei die Fixierung auf das Fernsehen. »Das heißt«, wird Nolte gefragt, »man sollte den Begriff ausdehnen auf Unterschichtenradio, Unterschichtenläden...«, und dieser ergänzt: »... Unterschichtenkleidung, Unterschichten-Körperstilisierung wie Tattoos und Piercings. Aber natürlich auch auf andere Phänomene der Lebensführung.« (Maguier 2005) Zwangsläufig lenkt eine solche, kulturalistische Sicht auf Klassenzugehörigkeit den Blick auf Lebensstile und -praktiken. Wenn Nolte beispielhaft Tätowierungen anspricht, ist das nur konsequent. Unter dem Titel »Du gehst mir am Arschgeweih« wird 2005 Dierich Diederichsen analysieren, wie sich »bürgerliche« Reaktionen auf »Darsteller und Figuren von Realityshows, Mittagstalk und Gerichtfernsehen« durch ein Sprechen über Körpermodifizierungen artikulieren. Im Hinblick auf das Fernsehen ziehen damit spezifische Programmformen des »Lifestyle«-, »Coaching«- und des »Fernsehens der Mikropolitiken« (Seier) die Aufmerksamkeit auf sich, und zwar deshalb, weil sie explizit Fragen der persönlichen Lebensführung verhandeln. Dieser Konnex wird auch im weiteren Gespräch zwischen Marguier und Nolte hergestellt. Denn wenn Nolte in der Folge von einem »Fördern und Fördern« dadurch erläutert, dass er anführt, der Staat müsse sich darum kümmern, »wie Leute kochen oder ihre Kinder erziehen«, dann spricht er – ohne sich explizit auf Foucault zu beziehen – jenes Prinzip eines »Führen[s] der Führungen« an, das Foucault als kennzeichnend für eine gouvernementale Form der Macht ansieht.

Die knappe Nachfrage seines Interviewpartners, »Der Staat als Super-Nanny? Unterschichtenfernsehen als Selbsttherapie?«, spielt auf eine Fernsehsendung an, die Fragen der Kindererziehung verhandelt. Zugleich liegt in dieser Bezugnahme eine große Folgerichtigkeit, und es braucht nur der semantischen Verschiebung von der »Therapie« zur »Regierung«, um auch begrifflich gouvernemental zu argumentieren. Freilich trifft die Aussage, mehr noch, in ihrer Umkehrung zu: Es ist nicht der Staat, der als eine »Super-Nanny« agiert; die »Super-Nanny« ist es, die gouvernemental wirkt. Und in dieser Inversion liegt auch der wesentliche Unterschied der gegenwärtigen Problematisierungen sozialer Schichtung und Klassenlagen im Vergleich zu früheren Diskursen: In Frage steht nicht mehr die staatliche Verwaltung eine vorgängigen »Problems«, wie noch im 19. Jahrhundert in den Debatten um die Grenzziehung zwischen den »deserving« und den »undeserving poor« (vgl. Lindner 2008) zu erkennen. Die gegenwärtigen Diskurse um das »Unterschichtenfernsehen« problematisieren eine Regierung des Selbst. Nicht ohne Grund ist bei Nolte die Förderung von »Verantwortung« jene zentrale Maßnahme, mit der das Verhalten der Angehörigen der »Unterschicht« verändert werden soll.

Gerade weil der Begriff des »Unterschichtenfernsehens« problematisch ist, ist er aufschlussreich und produktiv. Er verweist auf den Zusammenhang zwischen einem Gegenstandsbereich (der »Unterschicht«) und den Strategien seiner Formierung, Kontrolle und Bearbeitung mit dem und durch das Fernsehen. Die operative Leistung des Sprechens vom »Unterschichtenfernsehen« liegt somit darin, dass es seinen Gegenstand so konstituiert, dass er der Wissensproduktion und zugleich der regulierenden Intervention zugänglich wird. Über ihn formiert sich ein Interdiskurs, der im Anschluss an ein ökonomisches, wohlfahrtsstaatliches oder medienpädagogisches Spezialwissen Kommunikation ermöglicht.

»Unterschichtenfernsehen« ist kein vorgängiges Phänomen, keine »Auswuchs«, kein »Problem«, das es in der ein oder anderen Weise zu lösen gilt, sondern eine Problematisierung. In diesem Sinne gilt: »[D]ie Verfahren, die Wissen über bestimmte Vorgänge und Sachverhalte produzieren, die Technologien, die Zugriff auf bestimmte Vorgänge und Sachverhalte erlauben und der Gegenstandsbereich mit seinen spezifischen, »inneren« Gesetzmäßigkeiten, konstituieren sich wechselseitig«. (Stauff 2005: 91)

Vielleicht lässt sich die Popularität des Sprechens vom »Unterschichtenfernsehen« auch dahingehend deuten, dass hier, ohne dass das Konzept von Gouvernamentalität expliziert wird, auf den strukturellen Zusammenhang von Medientechnologien und Technologien der Regierung verwiesen wird. »Unterschichtenfernsehen« ist in diesem Sinne zugleich ein Gegenstandsbereich wie das Instrumentarium für den Zugriff auf ihn. Die Tatsache aber, dass Massenmedien die gesamte Bevölkerung erreichen, macht sie attraktiv wie bedrohlich zugleich. Die diskursive und begriffspolitische Eingrenzung ihrer Wirksamkeit auf »Unterschicht«, die kontinuierliche Re-Problematisierung als »Unterschichtenfernsehen« ist immer auch ein Beherrschungsversuch, eine Distanznahme. So schreibt Matthias Heine,

»Man kann fast alles, was der Mittelstand unternimmt, interpretieren als einen Versuch, Distanz zu schaffen: »Retro«, »Vintage« oder Manufactum sind Fluchtgebiete vor den bonbonfarbenen Plastikmoden der Billigkultur. Im Ökosupermarkt einzukaufen bedeutet, nicht mit Türken und Alkoholikern in der Schlange zu stehen. In rauchfreien vegetarischen Restaurants begegnet man garantiert keinen Unterschichtlern. Autofreies Wohnen heißt: prollfreies Wohnen. Und wenn das nicht hilft, wird bestimmt irgendeiner auf den Trick kommen, fernsehfrees Wohnen zu propagieren.« (Heine 2006)

Gerade aber weil solche Problematisierungen unabschließbar, uneindeutig und eben oft auch widersprüchlich sind, werden sie produktiv. In einer Besprechung von Noltes Buch »Generation Reform« resümiert der Autor, »Selbstverantwortung und Verantwortung für andere heißt auch, sich Zumutungen zu unterwerfen und Forderungen zu akzeptieren, die im milden Klima sozialer Wohlfahrt zumindest ungewohnt waren. Zumutung kann bedeuten mehr Arbeiten, weniger Verdienen, mehr Leisten, weniger Fernsehen.« (N.N. 2004).

Erschienen ist die Besprechung im Onlineangebot des Fernsehsenders 3sat.

Literatur

Auletta, Ken: *The Underclass*. New York: Random House 1982.
 Dath, Dietmar: »Die Unvertretbaren. Ein Begriff wird geklärt: Was will die Unterschicht?«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (18.10.2006), S. 35.
 Diederichsen, Diedrich: »Ihr geht mir am Arschgeweih. White Trash«, in: Süddeutsche Zeitung (23.03.2005).
 Dietz, Georg: »Die Armen sind die Avantgarde«, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung (06.03.2005), S. 25.
 Foucault, Michel: »Geschichte der Sexualität. Gespräch mit



François Ewald«, in: *Ästhetik und Kommunikation* 57/58 (1985), S. 157-164.
 Foucault, Michel: »Zur Genealogie der Ethik« (Interview, 1983), in: Hubert L. Dreyfus/Rabinow, Paul (Hg.), Michel Foucault. *Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987.
 Goetze, Dieter: »Culture of Poverty« – Eine Spurensuche«, in: Stephan Leibfried/Voges, Wolfgang (Hg.), *Armut im modernen Wohlfahrtsstaat*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992.
 Heine, Matthias: »Klassengesellschaft: Das Proll-Problem«, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (16.10.2006).
 Kessler, Fabian: »Das wahre Elend? Zur Rede von der »neuen Unterschicht«, in: *Widersprüche* (2005).
 Lewis, Oscar: *Five families : Mexican case studies in the culture of poverty*, New York: Basic Books 1959.
 Lindner, Rolf: »»Unterschicht«. Eine Gespensterdebatte«, in: Rolf Lindner/Musner, Lutz (Hg.), *Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der »Armen« in Geschichte und Gegenwart*, Freiburg im Breisgau: Rombach 2008, S. 9-18.
 Maguier, Alexander: »Wir denken uns ärmer, als wir sind«. Der Historiker Paul Nolte über Unterschichtenfernsehen und unsere Angst vor dem Niedergang«, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (05.06.2005), S. 59.
 N.N.: »Aufbruch zu alten Werten. Paul Nolte propagiert die Generation Reform«, *3sat Kulturzeit*, <http://www.3sat.de/kulturzeit/lesezeit/69328/index.html> vom 26.06.2008.
 Nolte, Paul: »Plädoyer für eine bürgerliche Leitkultur«, in: *Tages-Anzeiger* (1.9.2004a).
 Nolte, Paul: *Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik*, München: C.H. Beck 2004b.
 Sirleschtov, Antje: »Christian Pfeiffer fordert Abschaffung der Hauptschule. Zu viele Jugendliche ohne Aufstiegschancen«, in: *Tagesspiegel* (16.10.2006).
 Stauff, Markus: »Zur Gouvernamentalität der Medien. Fernsehen als »Problem« und »Instrument«, in: Markus Stauff/Gethmann, Daniel (Hg.), *Politik der Medien*, Zürich/Berlin: Diaphanes 2005, S. 89-110.
 Unger, Thorsten/Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen: *Forschungsevaluation an niedersächsischen Hochschulen und Forschungseinrichtungen: Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V. Ergebnisse und Empfehlungen*, Hannover: Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur 2004.